

FORGET

PRINCESSES

FORGET PRINCESS

I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST

IM GESPRÄCH MIT JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

Mann- oder Frausein ist eine der zentralen Kategorien, die unsere Identität bestimmen. Doch die Rollenbilder sind im Umbruch: Frauen sind tough – und Männer empfindsam. Das führt zu Aushandlungsprozessen und Unsicherheiten. Welche Rolle spielt das Mann-beziehungsweise Frausein in unserem Wissenschaftssystem? Eine junge Forscherin am Anfang ihrer akademischen Laufbahn und eine renommierte Teilchenphysikerin berichten von ihren Vorstellungen und Erfahrungen.

F

Frau Prof. Stachel, Sie sind Teilchenphysikerin – eine Wissenschaft, die nach wie vor von Männern dominiert wird. Wünschen Sie sich manchmal, ein Mann zu sein?

Prof. Stachel: Nein, ich persönlich kann keine Nachteile feststellen, als Frau in der Teilchenphysik tätig zu sein. Ich bin immer sehr gefördert worden und habe nie das Gefühl gehabt, weniger Chancen zu haben, weil ich eben Frau bin und nicht Mann. Im Gegenteil: Ich nehme es sogar eher so wahr, als Frau gewisse Vorteile im Wissenschaftssystem zu haben. Zusammen mit Prof. Annemarie Pucci war ich Mitte der 1990er-Jahre eine der ersten zwei Professorinnen, die an die Fakultät für Physik und Astronomie der Universität Heidelberg berufen wurden.



Kristin Berberich

„Immer wieder erlebe ich Vorbehalte gegenüber Wissenschaftlerinnen und die sprichwörtliche ‚gläserne Decke‘.“

Und 2012 wurde ich zur ersten Präsidentin der Deutschen Physikalischen Gesellschaft gewählt. In beiden Rollen habe ich mich von den männlichen Kollegen stets sehr wertgeschätzt gefühlt. Dass es nur so wenige Frauen in diesen Kontexten gab und gibt, hat vielmehr dafür gesorgt, besonders wahrgenommen zu werden.

Das heißt, dass das Geschlecht letztlich unbedeutend für den beruflichen Erfolg ist?

Prof. Stachel: Zumindest in der Wissenschaft, für die ich hier nur sprechen kann, ist der ausschlaggebende Faktor für den Erfolg an erster Stelle die Leistung. Das Geschlecht ist meiner Ansicht nach nahezu unbedeutend – mit einer Ausnahme: Situationen, in denen Durchsetzungskraft und Biss gefordert sind. Eine Frau, die diese Eigenschaften an den Tag legt, wird eher negativ bewertet, ein Mann hingegen positiv. Dieses Rollenbild kann hemmen und dazu führen, dass Frauen weniger bereit sind, sich in konfliktreiche Situationen zu begeben.

Ob sich eine Frau in der Wissenschaft und in den Naturwissenschaften durchsetzt, hat zudem viel mit ihrer Prägung und ihrem Glauben an sich selbst zu tun. Das Vertrauen in die eigene Person ist neben der Leistung eine ganz wichtige Voraussetzung für den Erfolg. Meine Eltern haben in mir stets den Glauben gestärkt, dass ich die Beste sein kann, wenn ich nur will. Ich erinnere mich noch gut an ein Interview, das dazu führte, dass ich in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen wurde. Ein Gutachter fragte mich, wo ich mich in zehn Jahren sehe, und ich sagte: „Als Professorin“. Da ist er förmlich an die Decke gegangen: Wie ich so naiv sein könne? Wie ich glauben könne, dass ausgerechnet ich das schaffe? Meine Antwort: Wenn ich nicht wenigstens selbst daran glaube, wird das nie was.

Frau Berberich, als Linguistin arbeiten Sie in einem Fach, in dem inzwischen eher die Männer als Exoten gelten. Wie erleben Sie die Rollen von Frau und Mann in ihrem wissenschaftlichen Kontext?

Berberich: Ich nehme das zugegeben doch anders wahr als Frau Stachel. Insbesondere bei Kollegen der älteren Generation sind die herkömmlichen Geschlechterrollen noch immer sehr präsent und es fehlt das Bewusstsein dafür, welchen Einfluss sie nach wie vor haben. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch das Fortbestehen der sprichwörtlichen „gläsernen Decke“ verstehen, die es insbesondere Frauen schwer macht, in höhere Positionen aufzusteigen. Ich glaube also, dass die traditionellen Vorstellungen davon, was es heißt, Frau beziehungsweise Mann zu sein, immer noch stark in den Köpfen verankert sind. Wenn Frauen in die Handlungsfelder der Männer eingreifen, wird dies als Bedrohung empfunden. In meinem direkten Umfeld sieht es zum Glück etwas differenzierter aus. Da erlebe ich große Unterstützung und sehe einen

„Das Vertrauen in die eigene Person ist neben der Leistung eine ganz wichtige Voraussetzung für den Erfolg.“

deutlichen Wandel – bis dahin, dass Männer unter den traditionellen Vorstellungen und Eigenschaften, denen sie als Mann zu genügen beziehungsweise die sie zu erfüllen haben, leiden und sich gegen diese auflehnen. Ich gehe aber nicht davon aus, dass dieser Eindruck gesamtgesellschaftlich sonderlich repräsentativ ist.

Erst im Jahr 1900 durften sich an der Universität Heidelberg die ersten Frauen einschreiben. Immerhin: Heute studieren und promovieren über alle Fächer hinweg mehr Frauen als Männer an der Universität. Von den Postdoktoranden sind dann noch 42 Prozent weiblich, in der Professorenschaft aber beträgt der Frauenanteil nur noch 18,5 Prozent. Wie erklären Sie sich diese Zahlen?

Prof. Stachel: Eine abschließende Erklärung habe ich hierfür nicht, aber es fällt doch auf, dass wir an der Hürde zur Habilitation viele Frauen verlieren. Dies liegt zum einen sicher daran, dass in die Phase, in der wichtige Karriereschritte anstehen, gewöhnlich auch die Familienplanung fällt. Und nach wie vor sind es nun einmal vor allem die Frauen, die beruflich zurückstecken, sobald Kinder da sind – zumal sie aufgrund der Schwangerschaft ohnehin eine gewisse Zeit ausfallen. Das muss nicht unbedingt zum Schaden der Frauen sein, da sie oftmals andere gut bezahlte und interessante Jobs finden, die weniger Einsatz erfordern als die Tätigkeit als Forscherin und somit besser mit einer Familie vereinbar sind, aber es ist definitiv ein Verlust für unser Wissenschaftssystem.

Insgesamt aber ist noch etwas sehr auffällig: Je höher der Status eines Berufes ist und je besser er bezahlt wird, desto geringer liegt gewöhnlich der Frauenanteil. In Ländern beispielsweise, in denen Physiker und – ganz allgemein – Universitätsprofessoren weniger Ansehen genießen als in



Professor Johanna Stachel

Deutschland, liegt der Anteil von Männern und Frauen in diesem Berufsfeld nahezu gleich hoch. Der Konkurrenzdruck, der mit steigendem Status zwangsläufig zunimmt, scheint dabei ein ausschlaggebender Faktor zu sein. Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass das Wissenschaftssystem sehr viel Durchsetzungskraft erfordert. Viele Frauen schrecken hiervoor zurück, auch wenn sie ebenso starke Persönlichkeiten sind wie Männer.

Was allerdings Wettbewerbe in Naturwissenschaften während der Schulzeit angeht wie zum Beispiel „Jugend forscht“ oder verschiedene Olympiaden, stellen sich junge Mädchen denen ebenso gerne wie Jungen und sogar oft mit mehr Erfolg. Das ist bemerkenswert vor dem Hintergrund, dass sich nur eines von drei Mädchen bei der ersten Wahlmöglichkeit für Naturwissenschaften entscheidet und dieser Anteil in der Sekundarstufe II noch fällt. Leider wissen wir aber nicht, was die Gründe hierfür sind. Im Physikstudium kommt dann auf etwa vier Studenten nur eine Studentin.

Sie sagten, es ist ein Verlust für die Wissenschaft, dass sich so viele Frauen für eine nichtakademische Laufbahn entscheiden. Warum denken Sie so?

Prof. Stachel: Zum einen schöpfen wir natürlich nur die Hälfte aller in der Gesellschaft vorhandenen Kapazitäten aus, wenn wir Frauen außer Acht lassen. Warum sollten wir das tun? Das halte ich für grundsätzlich falsch. Zum anderen sehe ich bei Frauen gewisse Stärken, die in der Wissenschaft außerordentlich wichtig sind. Aus meiner Erfahrung kann ich sagen, dass sich Frauen stärker auf ihre Intuition verlassen als Männer – und sie sind eher dazu bereit, zuzugeben und umzuschwenken, wenn Sie sich in einer Sackgasse befinden. Beides ist auch mir schon sehr zugute gekommen. Zu meinen größten wissenschaftlichen Erfolgen hat mich immer auch meine Intuition geführt und die Fähigkeit, flexibel zu reagieren, auch wenn etwas nicht den ursprünglichen Theorien und Erwartungen entspricht.

Frau Berberich, sehen Sie ebenfalls spezifische Stärken bei Frauen, die der wissenschaftlichen Leistung zugutekommen?

Berberich: Hier sollten wir zunächst zwischen den Erwartungen, die die Gesellschaft an uns in unserer Geschlechterrolle stellt, und den tatsächlichen Anforderungen an uns in unserer wissenschaftlichen Tätigkeit unterscheiden. Erstere können tatsächlich großen Einfluss darauf nehmen, wie wir uns schlussendlich präsentieren und präsentieren müssen, um beispielsweise nicht durch Nonkonformität aufzufallen, sondern durch Leistung. Die Frage danach, ob Frauen basierend auf ihrem biologischen oder sozialen Geschlecht besondere Vor- oder Nachteile für die Wissenschaft mitbringen, halte ich allerdings generell für schwierig. Vielmehr sollte es doch darum gehen, welche Verhaltensweisen im Kontext der Sozialisierung – und im Falle der



PROF. DR. JOHANNA STACHEL studierte Physik und Chemie an der Universität Mainz sowie an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) in Zürich. Nach ihrer Promotion im Jahr 1982 an der Universität Mainz ging sie als Feodor Lynen-Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung an die amerikanische State University of New York (SUNY) at Stony Brook, wo sie nach Anstellungen als Assistent und Associate Professor 1994 zum Full Professor of Physics ernannt wurde. Seit 1996 forscht und lehrt die Teilchenphysikerin an der Universität Heidelberg. Von 2012 bis 2014 war sie die erste Präsidentin der Deutschen Physikalischen Gesellschaft (DFG). In Anerkennung ihrer wegweisenden Forschungen, insbesondere auf dem Gebiet der Hochenergiekernphysik, wurde Johanna Stachel 1999 das Bundesverdienstkreuz und 2001 der Lautenschläger-Forschungspreis verliehen, im Jahr 2014 wurde sie zudem mit dem Lise-Meitner-Preis der European Physical Society ausgezeichnet. Johanna Stachel ist Mitglied in zahlreichen wissenschaftlichen Vereinigungen wie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina und Fellow der American Physical Society. Als erster Frau wurde ihr vom Frankfurter Physikalischen Verein die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Kontakt: stachel@
physi.uni-heidelberg.de

Wissenschaft insbesondere im Kontext der Ausbildung – bei der oder dem Einzelnen gefordert und gefördert werden. Die Ausprägung intuitiver Fähigkeiten hängt meines Erachtens viel weniger vom Geschlecht ab als von den sozialen Rollen und Identitätspositionen, die wir im Laufe unserer Karriere einnehmen und immer wieder neu aushandeln.

Was halten Sie von den Instrumenten und Maßnahmen der Gleichstellung, etwa der Frauenquote?

Prof. Stachel: Ich halte eine Frauenquote für völlig ungeeignet, sogar für kontraproduktiv. Nun müssen sich selbst Frauen, die sehr gute Leistungen erbringen, dennoch dem Verdacht aussetzen, sie seien Quotenfrauen. Sehr viel wichtiger fände ich gleiche Bezahlung für gleiche Leistung. Anders würde ich erfolgreiche Rollenmodelle bewerten. Ich selber hatte zwar kein solches Rollenmodell und habe das persönlich auch nicht gebraucht, aber ich sehe doch auch, dass sich bei mir im Vergleich zu meinen männlichen Kollegen verhältnismäßig viele Frauen für die Promotion oder als Postdocs melden. Es motiviert sicher manche, sich an einem Modell zu orientieren, dessen Beispiel zeigt, dass auch Frauen erfolgreich und durchsetzungsfähig sein können.

Frau Berberich, Sie beschäftigen sich als Linguistin mit dem Thema „Frau & Mann“. Was sind die Inhalte der linguistischen Genderforschung?

Berberich: Sprache ist ein zentraler Bestandteil und Ausdrucksmittel unserer Identität. Die linguistische Genderforschung beschäftigt sich dabei zum einen mit der Frage, welche Kommunikationsstile Frauen und Männer pflegen. Viele Untersuchungen der letzten Jahrzehnte meinten, grundlegende Unterschiede feststellen zu können. Jüngere Arbeiten allerdings konnten zeigen, dass hier oftmals nur das gemessen wurde, was die Wissenschaftler als Grundannahmen postuliert hatten – nämlich, dass eben ein sprachlicher Unterschied zwischen den Geschlechtern existiert, etwa dass die Sprache von Frauen stärker auf Gefühle Bezug nimmt, dass sie sich durch mehr Unsicherheitsverben und intensivierende Adverbien auszeichnet. Männer, so die Annahme der Forscher, seien dagegen im Gespräch dominanter und unterbrächen ihre Gesprächspartner häufiger. Die neueren Arbeiten weisen nun allerdings darauf hin, dass dies nicht der Fall ist, dass sich die Sprache von Frauen und Männern im Grunde wenig unterscheidet und dass etwaige Differenzen vielmehr durch andere Faktoren zustande kommen – etwa den sozialen Status, individuelle Präferenzen, das regionale und kulturelle Umfeld und eine Vielfalt anderer Einflüsse. Das Geschlecht aber scheint in diesem Kontext eher irrelevant.

Ein weiterer Schwerpunkt der linguistischen Genderforschung ist die Frage, wie Geschlecht in der Sprache

DEAR READERS OF RUPERTO CAROLA,

in May of 1900, Heidelberg University opened its doors for the first time to four women who wanted to enrol in a course of studies. Today, women are a natural part of the University: as students and doctoral candidates, in the mid-level teaching staff and as professors and administrators. Even so: the questions of commonalities and differences between women and men have still not lost their relevance – whether in an academic context or within the realms of relationships, sexuality and society. For this reason, the latest edition of our research journal is dedicated to the various facets of woman and man; the fundamental categories and self-images as well as the expectations and demands that shape each one of us, male and female.

To all our readers, I wish a stimulating and enlightening reading experience with this tenth edition of RUPERTO CAROLA, in which we explore the central theme of WOMAN & MAN.

Prof. Dr Dr h.c. Bernhard Eitel
President of Heidelberg University

„Ich glaube, dass es noch ein langer Weg ist, bis wir die starren Geschlechtsstereotypen überwunden haben.“

Kristin Berberich

konstituiert wird, und inwiefern Sprache dazu verwendet wird, bestimmte Rollenbilder zu zirkulieren und zu manifestieren. Hier können wir feststellen, dass die typischen Vorstellungen davon, was es heißt, Mann oder Frau zu sein, sprachlich immer wieder bestärkt und verfestigt werden. Politikerinnen etwa, die sich nicht dem Stereotyp der verständigen, zurückhaltenden und defensiven Frau entsprechend verhalten, werden aufgrund von gesellschaftlichen Erwartungshaltungen in den Medien durchgängig negativer bewertet als Männer, die vergleichbar auftreten. In jüngerer Zeit beschäftigt sich die Forschung allerdings nicht mehr nur mit der binären Opposition von Frau und Mann, sondern vor allem mit der sprachlichen Konstruktion verschiedenster Geschlechteridentitäten wie queeren oder Transgender-Identitäten, Transsexualität oder Intersexualität. In der Forschung wird diese Perspektive noch nicht allzu lange vertreten.

Prof. Stachel: Ich habe das Gefühl, dass Mädchen und Jungen heute eigentlich nicht mehr den Geschlechterstereotypen entsprechen müssen: Jungen können empfindsam sein und Mädchen tough – und trotzdem rosa Kleidchen tragen. Sie sind so, wie sie sind, und machen das, was sie wollen. Allerdings habe ich den Eindruck, dass manche Fortschritte, die wir schon erreicht hatten, gerade wieder zurückgedreht werden. Spielzeug etwa wird wieder eher geschlechtsspezifisch vermittelt: Bagger für Jungen, Puppen für Mädchen.

Berberich: Tatsächlich, ich bin mit dem typischen Bild aufgewachsen, dass Mädchen die Farbe Rosa tragen und mit Puppen spielen. Heute erlebe ich meine Generation so, dass sie einerseits versucht, geschlechtsneutraler zu erziehen, andererseits aber eben doch immer wieder mit diesen Rollenbildern konfrontiert wird. Ich glaube, dass es noch ein langer Weg ist und ein hartes Stück Arbeit, bis wir die starren Geschlechtsstereotypen überwunden haben.

Wir haben viel über Frauen und Männer in der Wissenschaft gesprochen. Was muss sich ändern, damit die Schere in den höheren Positionen wie etwa bei den Professuren weniger weit auseinandergeht?

Prof. Stachel: Ich glaube nicht, dass Frauen grundsätzlich schlechtere Chancen haben als Männer. Allerdings glaube ich, dass wir sie bestärken müssen, die Freiheit, die ihnen unser System bietet, wahrzunehmen und ihre Stärken anzuerkennen. Zudem müssen wir sie ermutigen, sich von den klassischen Rollenzuschreibungen zu befreien, denn mit harten Bandagen zu kämpfen und sich durchzusetzen gehört nun einmal nicht zum typisch weiblichen Repertoire. Frauen sollen nett und gefällig sein – mit diesem Verhalten aber kommt man im Wissenschaftssystem nicht so weit.



KRISTIN BERBERICH studierte Englische und Deutsche Philologie sowie Deutsch als Fremdsprachenphilologie mit Schwerpunkt Sprachwissenschaft an der Universität Heidelberg. Im Anschluss an Lehrtätigkeiten im Bereich Deutsch als Fremdsprache an der University of Otago, Neuseeland, und der Universität Mannheim legte sie ihren Fokus auf die anglistische Sprachwissenschaft, in welcher sie seit 2016 promoviert. Am Anglistischen Seminar der Universität Heidelberg arbeitet sie unter anderem an der Erstellung eines multimodalen Korpus urbaner Sprache. Gegenwärtig beschäftigt sie sich mit korpus- und diskurslinguistischen Ansätzen zur Analyse normativer Haltungen in sprachlichen Ortskonstitutionspraktiken. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Soziolinguistik, Urbane Linguistik sowie Linguistische Genderstudien. Kristin Berberich ist Mitglied des am Heidelberg Center for American Studies (HCA) angesiedelten Graduiertenkollegs „Autorität und Vertrauen in der Amerikanischen Kultur, Gesellschaft, Geschichte und Politik“ (GKAT) der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie der Poetics and Linguistics Association (PALA).

Kontakt: berberich@corpus-analysis.com

FORGET PRINCESS

I WANT TO BE AN ASTROPHYSICIST

INTERVIEW WITH JOHANNA STACHEL & KRISTIN BERBERICH

Being male or female is one of the essential categories that determine our identity. But the role models are changing: women can be tough – and men can be emotional. This development requires negotiation processes and leads to some uncertainty. What role does being male or female play in our scientific community? A young researcher just embarking upon her career and a renowned particle physicist discuss their ideas and experiences.

“Personally, I can see no drawbacks to being a woman particle physicist”, says Johanna Stachel, who came to Heidelberg University in the mid-1990s as the first of two female professors at the Faculty of Physics and Astronomy. In 2012 she was appointed the first female president of the German Physics Society (Deutsche Physikalische Gesellschaft). Working in a field traditionally dominated by men, she always felt appreciated by her male colleagues. Nevertheless, she does see a problem in the high demands placed upon women, who are expected to be perfect workers, mothers, housewives and partners; she also believes women are disadvantaged in situations requiring assertiveness and forcefulness. A woman displaying these characteristics, she explains, is frequently perceived negatively, a man positively: “These are the role models we must overcome.”

Kristin Berberich, doctoral student at the Department of English, reports that she often faces reservations against female academics and is no stranger to the proverbial “glass ceiling” that keeps women from attaining higher positions. “Traditional ideas of what it means to be a woman or a man are still firmly entrenched in people’s minds”, concludes the researcher. She explains that linguistic studies support this opinion, proving that language is used to spread and manifest such role models. “I think we have a long way to go before we manage to overcome these rigid gender stereotypes.” ●

PROFESSOR JOHANNA STACHEL studied physics and chemistry at Johannes Gutenberg-Universität Mainz and at the Swiss Federal Institute of Technology (ETH) in Zurich. On completing her doctorate at the University of Mainz in 1982, she received a Feodor Lynen Fellowship from the Alexander von Humboldt Foundation to work at the State University of New York (SUNY) at Stony Brook, where she became Assistant Professor, Associate Professor and, in 1994, Full Professor of Physics. Specialized in nuclear and particle physics, Professor Stachel has been researching and teaching at Heidelberg University since 1996. From 2012 to 2014, she served as the first female president of the Deutsche Physikalische Gesellschaft (German Physics Association, DPG). In recognition of her pioneering research, especially in the area of high-energy nuclear physics, she was awarded the Federal Cross of Merit (Bundesverdienstkreuz) in 1999 and the Lautenschläger Research Prize in 2001.

Contact: stachel@
physi.uni-heidelberg.de

KRISTIN BERBERICH studied English, German and German as a foreign language at Heidelberg University, specialising in linguistics. She taught German at the University of Otago, New Zealand, and the University of Mannheim; then she redirected her focus to English studies (linguistics) and is currently working on her doctoral degree in this field. At Heidelberg University's Department of English, she helps to develop a multimodal corpus of urban language. Moreover, she investigates corpus- and discourse-based linguistic approaches to analysing normative attitudes in linguistic place-making strategies. Her research interests include sociolinguistics, urban linguistics and linguistic gender studies. Kristin Berberich is a member of the DFG research training group "Authority and Trust in American Culture, Society, History and Politics" (GKAT) at the Heidelberg Center for American Studies (HCA).

Contact: berberich@
corpus-analysis.com

“We have to free women from the responsibility of being everything: perfect scientists as well as perfect mothers, housewives and partners.”

Johanna Stachel

“Traditional ideas of what it means to be a woman or a man are still firmly entrenched in peoples' minds.”

Kristin Berberich

„Wir müssen Frauen von der Verantwortung entlasten, sowohl dem Bild einer perfekten Wissenschaftlerin als auch einer perfekten Mutter, Hausfrau und Partnerin zu entsprechen.“

Johanna Stachel

Darüber hinaus halte ich es für entscheidend, dass wir Frauen von der Verantwortung entlasten, sowohl dem Bild einer perfekten Wissenschaftlerin als auch einer perfekten Mutter zu entsprechen. Hinzu kommen noch die Rollen der perfekten Partnerin sowie der perfekten Hausfrau und Gastgeberin. In diesem umfassenden Perfektions-Anspruch in allen Bereichen sehe ich ein ganz wesentliches Problem. Es muss nicht jede alles machen! Und die Vorstellungen, was richtig und was falsch ist, sind doch sehr rigide. Nur ein Beispiel: Noch immer fehlt es in unserer Gesellschaft an Akzeptanz für Mütter, die früh wieder in ihren Beruf einsteigen wollen – sie gelten dann als „Rabenmütter“. Wenn sich eine Mutter allerdings dafür entscheidet, länger als das übliche eine Jahr zu Hause zu bleiben, um sich um ihre Kinder zu kümmern, ist das auch nicht richtig: Damit entzögen sich Frauen dem Berufsleben und wählten Bequemlichkeit, so der Vorwurf.

Der Preis, mit dem sich Frauen in den letzten Jahrzehnten eine gleichberechtigte Stellung erkämpft haben, ist hoch. Ich stelle da eine Art Erschöpfung fest. Mein Wunsch wäre es, dass Frauen sich frei entscheiden können, ohne von den enormen Ansprüchen erdrückt zu werden, die die Gesell-

schaft derzeit an sie stellt. Emanzipiert sein heißt heute vielleicht einfach, das zu machen, was man selbst will, und nicht das, was die Gesellschaft von einem erwartet. Das kann für eine Frau auch heißen, dass sie zu Hause ihre Kinder großziehen will, anstatt Karriere zu machen.

Frau Berberich, Sie stehen noch am Anfang Ihrer akademischen Laufbahn. Wie sehen Sie Ihre Zukunft als Wissenschaftlerin? Was wünschen Sie sich?

Berberich: Ich würde natürlich auch nach der Promotion sehr gerne an der Universität bleiben und forschen. Wenn ich ehrlich bin, schätze ich die Chancen hierfür allerdings als äußerst gering ein. Dies sage ich im Übrigen nicht, weil ich eine Frau bin, sondern weil es insgesamt so wenige Professuren und feste Stellen in der Linguistik gibt – diese Situation trifft Männer ebenso wie Frauen. Auch meine männlichen Kollegen müssen sich ernsthaft fragen, ob der Weg in die Wissenschaft dauerhaft zu schaffen ist. Männer müssen sich zudem heute genauso wie Frauen Gedanken machen, wie Karriere und Familie zu vereinbaren sind. ●

Das Interview führten Marietta Fuhrmann-Koch & Ute von Figura